

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 19

Artikel: Die Schwester : Erzählung. Teil 1, Das Versprechen
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670692>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXVIII. Jahrgang

Zürich, 1. Juli 1935

Heft 19

Kornschnitt.

Ein Sommermorgen, glanzumflirrt,
Vom Feldrand her die Sense sirrt.
Mein Korn! Du golden schwere Pracht!
Mir ist, als lauscht' ich einer Schlacht.

Die Halmen blicken starr und schlicht
Dem Tod ins Rätselangesicht.
Der Würger naht! Die Klinge blinkt.
Sie mordet! Reih' um Reihe sinkt.

— Das heiße Schlachtwerk ist getan.
Mich ficht ein Schuldbewußtsein an.
Wie Schicksalshauch durchschauert's mich:
Die Ähren starben auch für dich!

Jacob Heß.

Die Schwester.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

I.

Das Versprechen.

Ich habe keinen Grund, an der Geschichte von Peter Wälli und seiner Schwester Alwine außer den Namen etwas umzubiegen; ich gebe sie fast im gleichen Wortlaut wieder, wie sie mir der Wydenhöfli am vergangenen Sonntag bei Gelegenheit eines Waldganges erzählt hat:

Es prangte ein Goldlackstrauß in unserer Stube auf dem Wydenhof. Er stand bescheiden abseits auf dem Überwurf der nussbaumenen Kommode, den meine Mutter in ihren Mädchenjahren gehäkelt hatte. Niemand gab auf ihn acht. Die vielen schwarzgekleideten Leute, die an den zwei aneinandergefügten Tischen saßen, hatten anderes zu denken und unter sich auszumachen, wenn sie auch nur in knappen Wispersätzchen miteinander sprachen. Für mich jedoch bedeuteten die paar gelb- und braungeprenkelten Blü-

men den Mittelpunkt des großen und schweren Tages, denn ich wußte von meiner Schwester Alwine aus, daß dieser Strauß die letzte Freude meiner Mutter gewesen war. Er hatte auf dem Tischlein neben ihrem Bett gestanden, als ich vor einigen Tagen mit Alwine noch einmal zu ihr in die Kammer hinein durfte. Wohl war er vom Doktor auf den äußeren Fenstersims verbannt worden, weil er nach seiner Meinung zu unverschämt duftete; aber Alwine mußte den Strauß nachher auf der Mutter ausdrücklichen Wunsch wieder an seinen Platz tun. Noch jetzt war er nicht müde; mit unerschöpflicher Gebefreudigkeit verschwendete er seinen zarten Frühlingshauch an die stumpfen Menschen in der Stube, die mit dem Geschenk nichts anzufangen wußten. Auch mein Vater nicht. Er saß mit einem ergebenen Alltagsgesicht neben mir und Alwine, gabelte Wursträdchen auf seinen Tell-

ler, nötigte die Verwandten zum Zugreifen und füllte wie mechanisch immer wieder deren Gläser nach. „Wir haben bis ins Kirchdorf hinab eine gute halbe Stunde zu gehen,” sagte er; „und mit Essen und Trinken hält man Leib und Seele beieinander, der Anlaß mag nun so oder so sein.“

Die Base Anneliese mit der kleinen Haarwarze auf dem Kinn lobte ihn laut für sein verständiges Benehmen. „Er ist ganz auf der richtigen Spur, er hat Verstand. Mit Dummtun und mit Kopfhängerei könnten wir die Line eineweg nicht mehr lebendig machen. Nach dem, was sie durchgemacht hat, ist es ihr wohl geschehen. Wenn ich halt nur nicht immer das Büblein ansehen müßte.“ Ihre dicken Lippen verzogen sich zu einem wehleidigen Greinen, und da einige Frauen darüber ins Schluchzen und Pfnuseln kamen, mußte ich laut herausheulen, ob schon mir die Schwester den Arm umlegte und mich beschwichtigend an sich zog. Nachdem ich mich beruhigt hatte, platzte Alwine unversehens mit einer zornmütigen Rede heraus: „Müßt ihr ihm jetzt auch noch den Kopf voll machen? Seid ihr wegen dem hergekommen?“

Es gab ein großes Staunen. Die Leidende sahen einander an und preßten die Lippen zusammen. Die zurechtgewiesene Base aber stand einesmals auf und ließ ihrer großen Entrüstung die Zügel schießen. „So — meint ihr, ich werde mir von so einer zwölfjährigen Krott übers Maul fahren lassen? So etwas ist dann schon der Gipfel!“ Dann fuhr sie, gegen den Vater gewendet, in prophetischem Tone fort: „Pfarr auf, Hansurech! Denkt, ich habe es gesagt: An diesem unverschämten Gof werdet Ihr noch Freude erleben!“

Damit rauschte sie hinaus. Der Vater ging ihr nach, man hörte, wie er im Haßgang freundlich auf sie einredete, um sie zum Bleiben zu bewegen. Doch seine Worte verfingen nicht; die Base Anneliese ging mit Männerschritten den Fußweg gegen die Sorgenegg hinauf, woher sie gekommen war.

Der Vater gab Alwine nachher einen Verweis. Sie tat nicht dergleichen, als ob sie sich etwas daraus mache. „Es ist recht, daß sie fort ist,” sagte sie verstockt.

Auch während des Trauerganges hielt ihr Trotz an; nur auf Augenblicke ließ sie sich vom Leid übermannen. Hierauf fasste sie mein Händchen jeweilen fester und sprach mir leise zu.

„Lug, wie die Wiesen schon voll Blumen sind! Hab nur keine Angst, wenn die Tante Lisabeth ein Jahr oder zwei bei uns bleibt, dann kann ich kochen und alles, und du kannst auch bald schaffen, was man will.“

Auf dem Heimweg waren die Trauerleute nicht mehr so beengt und kurzälibig wie vorher. Sie schwätzten jetzt in vielen Stimmen laut durcheinander; von den Heuaussichten, vom Traubenschuß, und wie die Eisheiligen gut vorübergegangen seien. Einmal waren wir Kinder ziemlich weit hinter dem Zuge zurückgeblieben. Als wir allein waren, legte mir Alwine die Hand auf den Scheitel und sah mich lächelnd an, ob schon sie vorher geweint haben mußte. „Hescht, ich bin jetzt deine Mutter,” sagte sie leise, aber treu beherzt. „Wenn du mir brav folgst und mich gern hast, dann wird noch alles recht.“

Meine Schwester Alwine hat es mit der sich selber aufgeladenen Pflicht streng genommen. Sie hat mich nicht verhätschelt, aber sie hat auch nie einen Augenblick nachgelassen, mich in Unterordnung und Respekt zu halten. Vor lauter Sorge um mich hat sie selber nie recht Kind sein können. Sie ist sogar dem Vater unter die Zähne getreten, wenn er mich in einem Unfall von Fähzorn wegen eines Notluges oder einer sonstigen kleinen Bubenfunde zu hart anfassen wollte.

Mit den Schuljahren brach für mich eine schwere Prüfungszeit an. Denn wenn ich mich auch in leichten Bauernarbeiten früh anstellig und werkbereit zeigte, mit dem Vernverstand war es bei mir nicht gut bestellt. Ich vermochte mich mit dem heißesten Wollen nicht durch eine gewisse Verstocktheit hindurch zu bohren, ob schon mir das Begreifen oft nur hinter einem leichtverschlossenen Türlein zu liegen schien.

Meine Schwester besaß einen Schlüssel zu diesem Türlein. Wenn sie mir zu Hause die Rechnungen machen half, wenn sie mich die Fehler in meinen Aufsätzen herausraten ließ, dann konnte meine Tumbheit auf Augenblicke ein Loch bekommen, so daß Alwine mir mit strahlenden Augen Mut machen durfte: „Sieh her — jetzt bist du ja ein Student und weißt es nicht!“

Sie brachte es auch durch ihre ausdauernde Fürsprache beim Lehrer Stähli fertig, daß mich dieser unverdienterweise jeweilen von einer Klasse in die andere hinaufrutschen ließ und

mich selten hänselte, wenn mir ein einfältiger Brocken herausfiel. Einmal brachte sie wie einen Glücksfund einen gewichtigen Ausspruch des Lehrers mit heim. Er hatte zu ihr gesagt: „Alwine, du brauchst dann allenfalls keine Stunde in der Angst zu leben, weil der Peter in der Schule nicht alles kann. Bei vielen Menschen geht halt der Knoten erst auf, wenn sie ihre Zeit dummi gewesen sind. Man wird es dann schon merken, wenn in seinem Schädel einmal das Vernunfträdel eingeschnappt ist.“

Diese Rede habe ich wie in einer Kapsel verpackt in meinem Gehirnkasten aufbewahrt. Ich blieb von Stund an beharrlich in dem Glauben, es müsse nun über kurz oder lang einen richtigen, vernehmbaren Knacks geben in meinem Kopfgehäuse. Das Einschnappen des bewußten Rädchen konnte sich doch unmöglich nur so mir nichts, dir nichts als eine nebensächliche Handlung vollziehen. Allein das große Ereignis ließ Jahr und Tag auf sich warten, ob schon ich, besonders nach meinem Eintritt ins Jungknabenalter, allen Grund hatte, es dringlich herbeizuwünschen. Im Rechnen konnte ich es zwar schon in der Fortbildungsschule mit den meisten meiner Kameraden aufnehmen. Aber in einer anderen Sache war und blieb ich vorläufig dümmer als stockdumm, nämlich gerade da, wo einem die Dummheit am wenigsten nützt: ich war mit einer gelinden Mädchenfurcht behaftet. Eine wie die andere waren sie in meinen Augen hochbedeutende Wesen, wert, daß man sie im stillen mit Hochachtung und mit freundlichen Gedanken umgab. Ich konnte mich in die eine und andere mit richtiger Augenliebe verschieben; doch der Zauber war für mich eine durchaus unabgeklärte Angelegenheit. Ich wußte mich an keine heranzufinden, mein Mundwerk war wie zugenäht, wenn ich eine Artigkeit hätte sagen sollen. Das Rädchen, das verdammt Rädchen! Mußte ich denn ewig warten?

Meine Schwester, die immer und in allem um mich Bescheid wußte, rühmte mich aufrichtig wegen meiner Ungelenkigkeit. „Das ist noch nie ein schlechtes Zeichen gewesen,“ sagte sie oft, „es laufen und flattern genug geschlechte Bengel und Sommervögel in der Welt herum.“

Ihr Lob ärgerte mich mehr, als daß es mich freute. In meinem Herzen keimte sacht, aber nachdrücklich der Wunsch auf: „Wart — die soll sich einmal über mich verwundern, Rädchen hin oder her!“

Um jene Zeit ließ sich Heiri Stänz als erster unseres Fahranges, kaum einundzwanzigjährig, mit dem Anneli Herger ins Ghejoch spannen. So — der Heiri Stänz — der? Es kam ganz plötzlich eine heftige Unternehmungslust in mir hoch. Einmal schämte ich mich, von Heiri Stänz, der seinerzeit von der fünften Schulklasse an nicht mehr weiter vorgerückt war, überflügelt zu sein; und zum andern redete ich mir hartnäckig ein, meine Schwester Alwine habe nur aus verheimlichtem Mitleid aus meiner Unbeholfenheit lügenweise eine Tugend gemacht. Was ein Heiri Stänz fertigbringt, das wird wohl keine Hexerei sein, redete ich mir vor. In drei oder vier Wochen wollte ich auch ein Ja-wort im Sack haben.

Die Lina Spöndli vom Oberhof hab ich gefragt, als sie mir einmal zufällig beim Eindunkeln am Eichenrank unten mit der Milchtanze am Rücken auf dem Weg zur Käsferei entgegenkam. Sie ist ja keine von den Zimperlichsten gewesen; aber den Bescheid habe ich doch nicht von ihr erwartet: „Wenn ich siebzig Pfund am Buckel habe, so mag ich mir dazu nicht gleich noch ein Kreuz fürs Leben aufladen. Jetzt weißt du, woran du bist!“

Beim Mädeli Stocker von Borauen wagte ich es an einem Dreschtag in der Scheune von Böllmanns. Es war vor dem Mittagessen, die andern Dreschleute hatten sich bereits nach der Stube verzogen. Da gibt mir meine Albernheit ein: So nah und so unter vier Augen allein hast du vielleicht bei langem kein Mädchen mehr! Kurz und gut, ich nehme mein Herz in beide Hände und frage sie ums Tanzen am Martinimarkt. Natürlich mit der Nebenbedingung, daß das dann eine Abmachung für immer sei, nicht bloß so für Stucker zehn Schottisch oder Polka und ein Nachessen selbstweit mit Rippeli und Sauerkraut.

Ich muß ja wohl etwas ungewaschen und werktäglich ausgesehen haben. Das Mädeli hat mich angeglockt, wie wenn eines von uns nicht ganz aufeinander wäre. „Laß dir das gesagt sein ein für allemal,“ bringt sie ohne viel Umstände vor, „wenn mich einer für ewig anseilen will, so muß er wenigstens eine Krawatte anhaben.“

Daß mir die Suppe daraufhin schlecht geschmeckt hätte, könnt ich nicht einmal sagen; aber an dem Dämpfer hab ich nachher doch mehr als ein halbes Jahr zu kauen gehabt, nämlich bis

zur Rigireise, die der Landwirtschaftliche Verein im folgenden Sommer mit den Frauen und Töchtern ausführte. Da mußte es goldene Gelegenheiten geben. Heut oder nie! nahm ich mir beim Ausrücken vor. Schon während der Eisenbahnfahrt und auch nachher beim Bergsteigen behielt ich möglichst unauffällig die Kathrine Binder im Auge, deren Vater damals seine schönen Batzen noch nicht mit Bürgschaften verdummt hatte. Hübsch war das Rätterli gerade nicht, aber von ihrem Fahrgang wog keine auch nur annähernd so viel wie sie. Der alte Lerchmüller, der scheint's doch etwas von meinem Augenspiel gemerkt hatte, sprach mir eifrig zu. „Wenn du die herumbringst, dann braucht es dir auf den Winter nicht bang zu sein. An der Kathrine ist mehr, als man meint. Schon auf dem Viehmarkt pfleg ich es immer so zu halten: vor dem Preis fall ich nicht um, ich sehe nur darauf, daß ich nachher auch meine Pfund an der Schnur habe.“

Auf dieses hin war ich noch schärfer hinter der Kathrine her, besonders weil auch ihr nachmaliger Mann, der Kehlhofer-Ruedi, öfters bedächtig nach ihr hinspererte. Wart nur, nahm ich mir im Gehen vor, heut wird es darauf ankommen, wer von uns beiden der Flinkere ist!

Als wir höher hinaufkamen, muß die Kathrine allweg das Bergfieber gefriegt haben. Sie wollte als ein rechter Gump-in-die-Welt ihr Stumpfnäschchen wie ein Geißlein überall zuvorderst haben, bis es dann einsmals schief ging. Wegen zwei lumpigen Steinröschen schlipste sie auf dem feuchten Rasen mit ihren ungenagelten Stiefelchen aus und rutschte ein steiles Bord hinunter. Hätte nicht ein alter Geißhag zum Glück ein Einsehen getan, sie wäre zweimal fichturmshoch erfallen, und unsere Reis hätte ein böses Ende genommen. Das morsche Zaungehölz hat zwar auch nachgegeben, es hat ordentlich gefracht; aber sie hat sich an einem Pfahl festhalten können, wahrhaftig kaum zwei Kläfer breit vor der Steilwand.

Ich mache mich vorsichtig zu ihr hinab; die andern sind noch ein wenig zurück gewesen. So langsam meine Gedanken sonst manchmal in Trab zu kommen pflegen, diesmal sind sie mir drei Schritte weit voraus gehüpft: Jetzt braucht dich das schöne Eisenbahngeld nicht zu reuen! — Ich knie zu ihr hin und sag ihr leise etwas ins Ohr hinein. Nach meinem damaligen Verstand ist es eine sehr kluge und treuherzige Rede

gewesen: „Du, Rätterli — hör einmal: Nimmst du mich, wenn ich dir wieder hinaufhelfe?“

Aber es geschieht nicht das, was ich erwartet habe, es geschieht etwas ganz anderes. Sie hat überlaut herausgelacht. So ausgelassen hat sie gelacht, daß ich in heftige Angst geriet, sie könnte sich auf ihre böse Lage vergessen. In meiner Not habe ich sie zur Vorsicht unter den Armen anfassen wollen, nicht ohne die höfliche Entschuldigung: „Ich bin so frei! ...“ Doch sie hat laut geschrien: „Was fällt dir denn ein — wenn man fitzlig ist!“

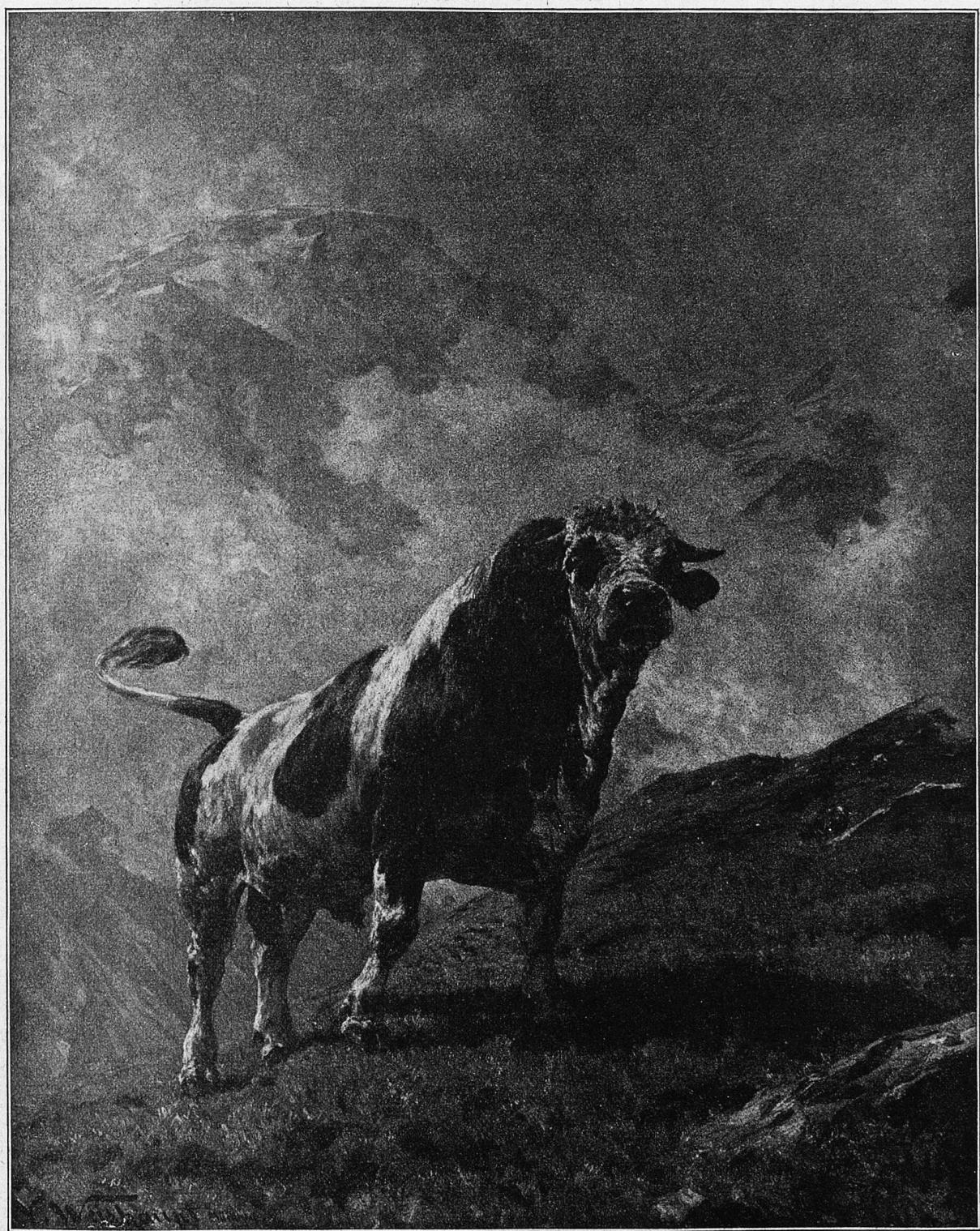
Bin ich ganz erschlagen neben ihr am Zaun gefauert und hab fürs erste nichts denken können. Sie hat wieder aufs neue lachen müssen. „So ein Heiratsantrag! Meinst du, ich habe Angst? O bewahre! Der Pfahl hält ganz gut, ich kann schon noch ein wenig warten, wo man doch da eine so schöne Aussicht auf den See hinunter hat. Wenn ich zuerst Leib und Seele verpfänden müßte, würd ich mich vorher besinnen: Willst du wohl nicht lieber loslassen? ...“

Mittlerweile kam richtig auch der Kehlhofer-Ruedi zu uns herab. Wir hatten selbänder alle Mühe, das unbesonnene Ding nach dem Pfad hinaufzuschleppen. Denn als Kathrine jetzt wahrnahm, wie nahe sie am Abgrund gelegen, wurde sie freideweiß und hing fast wie tot in unseren Armen. Nachher hat sie freilich bald wieder gelacht. Aber der Lohn für die rettende Tat ist nicht mir zuteil geworden, sondern dem Kehlhofer-Ruedi. Er und das Rätterli haben sich auf dem Rigi verlobt.

Sie bekam vor Aufregung gegen Abend einen kleinen Schwips; auf dem Heimweg von der Bahnstation wiederholte sie, dicht an Ruedis grüner Seite klebend, alle drei oder vier Minuten lachend: „Was wird die Mutter sagen, wenn sie erfährt, wie ich auf dem Rigi ungedacht in ein Verhältnislein hineingerutscht bin!“

Zwei Tage darauf mußte ich meiner Schwester auf der Neupünt Hanf ausziehen helfen. Sie hat darauf beharrt, obgleich sie wohl wußte, daß ich auf diese Kinderarbeit nie besonders versessen war. Während des Zwischenimbißses unter dem Kornapfelsbaum ist sie mir einsmals mit einer ganz unbescheidenen Frage auf den Leib gerükt: „Hast du jetzt dann bald genug Purzelbäume gemacht vor mir und der ganzen Gemeinde?“

„Wie meinst du das?“ fragte ich scheinbar ahnungslos zurück. Kein Zweifel, sie wußte von meinen drei Körben so viel wie ich selber.



Weishaupt: Alpstier.

Als hätte ich diese Vermutung überlaut ausgesprochen, ging sie nun mit mir auf eine fast ehrenrührige Art ins Examen. Sie war die große Schwester und ich der kleine Bürzel von ehedem.

„Also, daß du's weißt, auf die Art geht es nicht weiter! Ich hab dir eine Weile zugesehen; aber wenn du kein besseres Augenmaß hast, dann ist es notwendig, daß ich dir das Zeit ausspuze. Mit solchen Modehaben, die einen rechterzogenen Buben über die Achsel ansehen, mußt du mir nicht kommen. Oder dann hock allein! Wenn es dich nicht furt, daß du ihnen zu wenig bist, gut, dann furt es mich! Und wenn wieder einmal etwas von diesem Laden herabgelangt werden soll, dann darfst du mir vorher etwas sagen. Das schadet nichts.“

Das war knapp und klar. Meine Antwort, ob schon noch kürzer, konnte sie auch nicht mißverstehen: „Also — gut!“

Wir sagten den ganzen Nachmittag kein Wort mehr zueinander. Erst auf dem Heimweg kam Alwine unvermittelt noch einmal auf die Sache zurück. „Wenn du dann allenfalls keine bekommen kannst, so bin ich ja noch da.“ Darauf hab ich ihr zum Bescheid gegeben: „Ja, an das habe ich auch schon gedacht.“

Von diesem Tage an hielt ich meine Heiratspläne kurz. Zuwarten. Und ein für allemal, über einen Korb sollte sich Alwine nicht mehr ärgern.

Ich dachte dafür mehr dem Schaffen nach. Ein Faulpelz bin ich ja nie gewesen, doch nun ging ich allgemach erst recht wie ein Gaul an die Arbeit hin. Und sie ist mir auch gegückt, weil ich mit allen fünf Sinnen dabei war. Nachdem mein Vater leider zu früh ins Jenseits abgegangen war, bauerten ich und meine Schwester Alwine auf dem Höflein allein. Weil uns die Schulden nicht plagten, und weil wir das fleißige Werken auch zum Wohlleben rechneten, so kamen wir je und je wieder einmal zu dem Schluß, die Welt sei eigentlich dem Liebgott gar nicht übel geraten. —

An meinem sechsundzwanzigsten Geburtstage trug sich in der Stube des Wydenhöfleins eine sonderbare Sache zu. Wir saßen beim Morgenessen. Meine Schwester Alwine hatte mir eben nach ihrer ernsthaften Art Gesundheit und alles Gute gewünscht.

Womit rückt sie zehn Minuten später, nach dem Kaffeetrinken heraus? „Du, Peter,“ sagt

sie, „jetzt muß es sich halt weisen. Jetzt will ich es wissen. Ich kuche und wasche dir, ich helfe dir in allem fast wie eine Frau ihrem Manne hilft. Es wäre alles schön und recht, wenn du mir etwas schriftlich geben könntest, nämlich, daß es mit dir so bleiben werde, wie es jetzt ist. Wenn du mir schriftlich geben könntest: Das wird nie, aber nie vorkommen, daß meine Schwester auf dem Wydenhof überzählig wird. Kannst du mir das auf Treu und Glauben in die Hand hinein versprechen? Ich glaube es dir, wenn du mir's nur aufrichtig sagst. Es braucht weder Notar noch Zeugen, wir zwei kennen uns zu gut. Aber ein Wort will ich haben, ein festes Wort von dir. Das ist, mein ich, nicht zu viel verlangt. Dann sag ich dem Jakob Tanner im Zoo ab, ein für allemal. Am Sonntag hat er mich gefragt. Ich bin nicht verschlossen in ihn hinein, das müßte erst noch kommen. Ich und du hätten es schön beieinander, wer könnte es schöner haben als wir zwei? Aber in der Angst will ich nicht leben. So sag es mir jetzt, gäll!“

Ich hab am Löffel gerieben und hab eine Weile in den Tisch hineinstudiert. „Du willst da viel auf einmal wissen!“ brachte ich endlich heraus.

Da fing sie gleich zu weinen an, und es ging mir auch nahe. Denn ob wir uns auch nie mit Worten zu erkennen gegeben, ich und meine Schwester, ja wenn wir fast trocken nebeneinander hingelebt hatten, wir waren uns zu innerst recht ehrlich zugetan. Sie mir und ich ihr.

„Also — ich brauche jetzt nicht mehr zu fragen,“ sagte Alwine, nachdem sie sich ein wenig zurecht gefunden. „Ich kann dir nicht davor sein, wenn du an etwas anderes denfst.“ Sie sprach die Worte nur so vor sich hin, ohne mich anzusehen. Die Tränen rannen ihr noch immer über die Wangen. „Wenn es dann halt nur recht herauskommt!“ fuhr sie nach einigem Nachdenken zu reden fort. „Meinst du denn, es sei mir nicht daran gelegen, daß es dir gut gehe?“

„Du darfst keine Angst haben,“ brachte ich beruhigend vor. „Aus den Bubenjahren bin ich jetzt heraus.“

Alwine hatte ihr Gesicht mit der Schürze flüchtig getrocknet. „Also — dann werde ich mich wohl mit dem Jakob Tanner einlassen müssen,“ sagte sie, ganz zu sich selber zurückgekehrt. „Er ist ja ungefähr so, wie die andern auch sind. Es ist ihm nur um eine Frau zu tun. Und daß

ein Mädchen weiter etwas begehrn könnte, als einen Gutschick zu machen und versorgt zu sein, das kommt ihm, glaub ich, nicht in den Sinn. Sie rühmen ihre Äcker und ihre Häuser; mit dem Liebsein meinen sie allweg nur das, was sie mit ihren gelüstigen Auglein erschielten. Aber ich werde mit dem was kommt schon fertig werden, glaub mir's nur! Ich habe fast mehr Kummer d e i n e t w e g e n."

Es muß niemand meinen, ich hätte es als eine Kleinigkeit angesehen, von einer Schwester so viel redliche Liebe zu erfahren. Es wollte mich übernehmen, ich stand auf und ging stillschweigend hinaus. Draußen im Hausgang besann ich mich eine Weile, dann kehrte ich wieder um. Die Türfalle noch in der Hand, sagte ich heiter und bestimmt: „Du — Alwine — es gilt denn also! Wir bleiben beieinander, du und ich.“

Da geschah etwas, das ich nie vergessen werde, und wenn ich älter werde als alt: sie kam auf mich zu, fasste meinen Kopf mit beiden Händen und küßte mich auf die Stirn. Ja, das hat sie

getan, meine Schwester Alwine. Ich habe nicht gewußt, daß sie küssen konnte.

Hierauf ging sie wieder an ihren Platz zurück. Sie sagte kein Wort. Ich ließ mich auf der Fensterbank nieder. Wir saßen eine geraume Zeit in ernsthaftem Schweigen in der alten, treuen Stube; und mit diesem Schweigen wurde unser Bund noch fester geschlossen.

Zwei Jahre lang haben wir nachher gelassen nebeneinander gelebt und geschafft. Es war eine freundliche Zeit. Alwine hat sich mit ihrem ganzen Gutsein um Sonnenblicke und Kurzweil bemüht. Zwar regte sie sich ein bißchen darüber auf, daß der Jakob Tanner wenige Wochen nach ihrer Absage mit einer andern in die Stadt fuhr, um mit ihr die Ringe zu wechseln.

„Er hat das vielleicht in der Täubi getan,“ sagte sie, „aber da kann ich ihm halt nicht helfen.“ Als Tanners Frau dann schon in der ersten Kindbett starb, mußte ich der Beerdigung beiwohnen, sie wollte keine Zeit haben.

(Fortsetzung folgt.)

Unerlässlich.

Ganz mit Frühling und Sonnenstrahl,
Klang und duftendem Blütenguß
Mein verlangendes Herz einmal
Füll mir, seliger Überfluß!

Gib mir ewiger Jugend Glanz,
Gib mir ewigen Lebens Kraft,
Gib im flüchtigen Stundentanz
Ewig wirkende Leidenschaft!

Aus dem Meere des Wissens laß
Satt mich trinken in tiefem Zug!
Gib von Liebe und gib von Haß
Meiner Seele einmal genug.

Gib, daß Tau der Erfüllung mir
In die Schale des Herzens fließt,
Bis sie, selber verschwendend, ihr
Überschäumendes Glück ergießt!

Ricarda Huch.

San Bernardino.

Von Carl Seelig.

Reisende, die in der Schweizer Geographie nicht sattelfest sind, verwechseln die Bernhardinstraße und San Bernardino gewöhnlich mit dem kleinen und Großen St. Bernhard, die im Kanton Wallis liegen. Dann steigen ihnen Erinnerungen an gastfreundliche Mönche, an ein wärmendes Hospiz und kurzhaarige, braungesleckte Hunde auf. Sie denken an den tapferen „Barry“, der von 1800 bis 1814 lebte und vierzig halberfrorene Wanderer aus dem Schnee zog, bis sie der Gingeweihte aufklärt, daß San Bernardino im Kanton Graubünden gemeint ist. Er erzählt ihnen, daß vor Zeiten der römische Kaiser Konstantin über seinen schwermütigen, pittoresken Paß zog (noch heute wird

die alte, kunstvolle Römerstraße benutzt!) und die Franken den gleichen Weg wählten, um im Jahre 590 in die Lombardie einzufallen. Das muß eine mühsame Arbeit gewesen sein! Den motorisierten Europäern macht man es leichter. Wer einen Kraftwagen besitzt, schnaubt frohgemut über die gut erhaltene Route, dem Hospiz zu, an steinernen Dörfchen, rostroten Alpenrosenbüschchen, blitzenden Wildbächen und kühlen Waldungen vorbei. Die übrigen Reisenden, sofern sie keine Gehsport-Enthusiasten sind, klettern in eines der kanarienvogelgelben, eidenössischen Postautos, die von schweigsamen Berglern gesteuert werden, und ruhen in den gepolsterten Sitzen wie in einem Kino. Herr-